

### UNÜBERSETZBAR?

#### »liming«

Pidgin-Englisch der Einwanderer  
aus Trinidad in London

#### Bei uns vielleicht:

»herumlungen, palavern«



### EDITORIAL

© Monge Bergmann

## Liebe Leser\*innen,

Auf der Frankfurter Buchmesse ist in diesem Jahr Frankreich Ehrengast, aber das Motto lautet »Frankfurt en Français – Frankfurt auf Französisch«. Eingeladen ist also in erster Linie die Sprache, wie das Organisationskomitee dieses Auftritts betont, da in sehr vielen anderen Ländern Französisch gesprochen und geschrieben wird, darunter viele ehemalige Kolonien. Welche Beziehung die außereuropäischen Literaten, die auf Französisch schreiben, zu dieser Sprache haben, wie sie damit umgehen und auch, wie sich die viel beschworene Vielfalt beim französischen Ehrengastauftritt darstellt, schauen wir uns in dieser Ausgabe etwas genauer an. Und stellen Ihnen in unserer Rubrik »Nachschlag« eine Grande Dame der Frankophonie, Maryse Condé, vor, die bereits vor 30 Jahren zwei Romane geschrieben hat, die rein gar nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

Aber wir widmen uns auch den aktuellen Neuerscheinungen aus aller Welt, und das in schöner vierteljährlicher Regelmäßigkeit mit unserer Bestenliste »Weltempfänger«. Eine zehnköpfige Jury aus Literaturprofis streitet lebhaft darum, welche Titel aus dieser Saison unbedingt zu empfehlen sind. Da geht es keineswegs immer einstimmig zu, und weil wir das gut finden, lassen wir Sie gerne auf Seite III daran teilhaben.

Wir freuen uns, wenn Sie sich von den vorgestellten Büchern und von darüber hinausgehenden Denkanstößen in den Beiträgen angeregt fühlen und falls zum Widerspruch gereizt – lassen Sie es uns wissen.

Ihre Anita Djafari

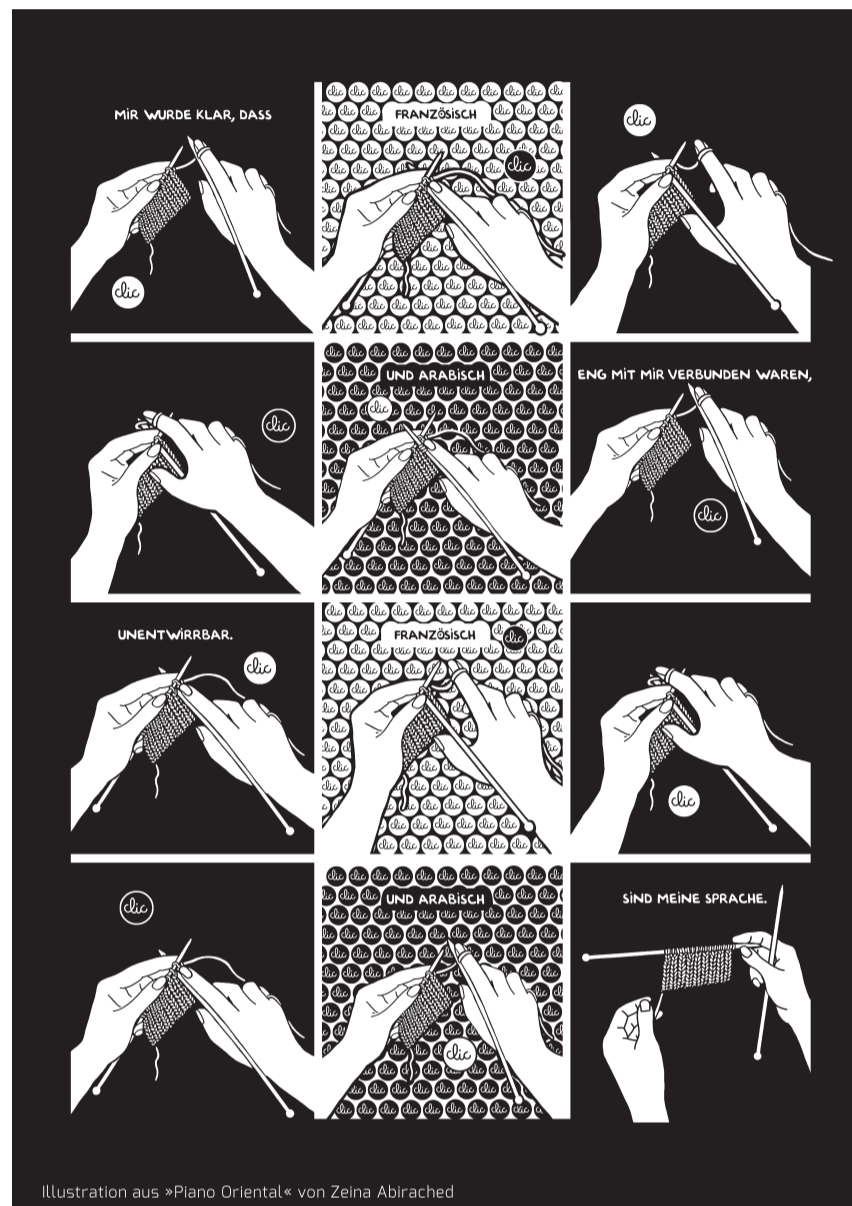


Illustration aus »Piano Oriental« von Zeina Abirached

## Französisch – literarischer Werkstoff jenseits aller Grenzen

### »Frankfurt auf Französisch« heißt »Weltliteratur auf Französisch«?

2017 jährt sich die Veröffentlichung des Manifests »Pour une littérature-monde en Français« zum zehnten Mal. Was wollten die Unterzeichnenden des Manifests von 2007? Welches waren ihre kulturpolitischen Ziele? Und schlugen diese sich nieder auf der Frankfurter Buchmesse mit dem erklärten Motto »Frankfurt auf Französisch«, in dem ausdrücklich die Sprache und nicht allein ein Land, Frankreich, Ehrengast sein soll. Florian Kniffka hat sich mit dieser Frage auseinandergesetzt.

Im Zentrum des im März 2007 in der französischen Tageszeitung »Le Monde« veröffentlichten Manifests steht eine kritische Distanznahme zur »Francophonie«. Damit wird zum einen die Gesamtheit aller das Französische gebrauchenden Personen und Institutionen bezeichnet. Zum anderen aber fasst die »Organisation internationale de la francophonie« diese Gemeinschaft mit kulturpolitischen Werten zusammen, die sie mit der französischen Sprache assoziiert. Der Begriff »frankophone Literatur« indes ist bei vielen Autor\*innen französischer Sprache auf Ablehnung

gestoßen. Denn unter das Etikett »frankophon« gebracht, werde französischsprachige Literatur insbesondere ehemaliger Kolonien Frankreichs marginalisiert und degradiert. Das Manifest schlägt stattdessen eine »littérature-monde en français«, eine »Weltliteratur auf französisch« vor, welche den zentralistischen Wertemaßstab einer Pariser Sprach- und Literaturnorm aufhebt.

Der kongolesisch-internationale Autor Alain Mabanckou hatte sich bereits im Vorfeld kritisch mit der »Francophonie« auseinandergesetzt. In seinem Artikel »La Francophonie oui, le ghetto non« (Le Monde 2006) konturierte er scharf die kulturpolitischen Implikationen, welche mit der »Francophonie« einhergehen. Wen nimmt es also Wunder, dass er auch einer der prominentesten Beitragenden zum von Michel Le Bris und Jean Rouaud ebenfalls 2007 herausgegebenem Essay Sammelband »Pour une littérature-monde en Français« ist, der auf das Zeitungsmanifest folgte? Zuvorderst denunziert Mabanckou eine Form der Exotisierung von Autor\*innen der ehemaligen französischen Kolonien, insbesondere Afrikas. Denn, so seine Bestandsaufnahme, seine

Bücher und die seiner der frankophonen Literatur zugeschlagenen Kolleg\*innen würden als »ausländische Literatur« angesehen. Daher fänden sie sich dann vor allem unter der Rubrik »Francophonie« – abseits von ihm sogenannter »frankophiler« ausländischer Autor\*innen wie Samuel Beckett oder Milan Kundera. Diese Sprachmigranten seien in den Zirkel der franko-französischen Literaten aufgenommen worden. Auch Komplimente nach dem Muster »afrikanische\*r Autor\*in XY bereichert (oder) rettet unsere französische Sprache« weist Mabanckou entschieden zurück. Literatur als Wächterin oder Retterin einer Sprache? Einer »reinen« Sprache womöglich? Nicht in Zeiten der Globalisierung und nicht mit Alain Mabanckou. Seine Schlussfolgerung: Statt die frankophone Literatur als ein exotisches Anhängsel an die in Paris produzierte franko-französische Literatur zu begreifen, sei vielmehr diese eingeladen, sich in das Netzwerk der Frankophonie als Gleiche unter Gleichen einzulassen.

Ebenfalls in diesem Jahr 2017 ist Frankreich seit fast 30 Jahren wieder Ehrengast auf der Frankfurter Buchmesse. Hat sich seit Erscheinen des Manifests etwas in der französischen Literaturwelt verändert? Das Motto des Auftritts lautet »Frankfurt auf Französisch«, nicht also »Frankreich in Frankfurt«. Darauf legen die Veranstalter großen Wert und betonen, es sei die französische Sprache, welche zu Gast sei. Überhaupt soll die sprachliche »hospitalité«, die Gastfreundschaft im Mittelpunkt stehen. Im diesem Sinne haben 52 internationale Schriftsteller\*innen in französischer Sprache einen von Paul Ricoeur inspirierten Text unterzeichnet. Unter ihnen auch einige der Unterstützer\*innen des Manifests von 2007, wie beispielsweise Boualem Sansal und Dany Laferrière. Zehn Jahre später also kann man sich auf der Frankfurter Buchmesse fragen, ob das Manifest von 2007 eine Wirkung entfaltet hat. Das Französische – ein literarischer Werkstoff jenseits territorialer Verortung und nationaler Zugehörigkeit also? Immerhin:

## LIBERATURPREIS\* 2017

14.10.2017, Samstag, 16.30 Uhr  
Weltempfänger, Frankfurter Buchmesse,  
Halle 3.1 L 25

### Preisverleihung

Faribā Vafi erhält den LiBeraturpreis 2017  
für ihren Roman »Tarlan«, Sujet Verlag 2015

## »FRANZÖSISCH – LITERARISCHER WERKSTOFF ...« FORTSETZUNG

Alain Mabanckou gehört zum neunköpfigen künstlerischen Beraterstab des Teams von »Francfort en Français«.

**Bei aller Freude an der Vielfalt des Französischen**, an seiner Gastfreundschaft und seiner Freude zu Gast zu sein, bei aller Betonung des Verbindenden scheint der kritische Blick auf die nicht konfliktfreie Geschichte des Französischen als internationale Literatursprache zumindest im Vorfeld wenig Platz gefunden zu haben. Welches Verhältnis zu ihrem literarischen Medium haben eigentlich Schriftsteller einer anderen Muttersprache, die dennoch auf französisch schreiben? Handelt es sich dabei wirklich immer um eine »langue de préférence«, wie es im Glossar des Gastland-Pressedossiers heißt? Was würden einige der nicht franco-, belgo-, suisse- oder quebecquo-francophonen Autor\*innen, nach ihrem dichterischen und immer auch persönlichen Verhältnis zur französischen Sprache befragt, wohl erzählen? Haben sie sich lediglich aus freien Stücken einem Werkstoff zugewandt, dessen besondere ästhetische oder kulturelle Qualitäten sie schätzen?

Der togolesische Essayist und Romancier Sami Tschak jedenfalls reflektiert ein komplexeres Verhältnis. In seinem Essay »Mal de langue« erläutert er einer fiktiven, dabei kollektiv repräsentativen franko-französischen Gesprächspartnerin sein Verständnis des Französischen: als Kompass. Das Französische als seine erste Schriftsprache habe ihm Zugang zu (literarischer) Bildung ermöglicht. Sie sei sein Kompass, mit dessen Hilfe er sich in der Welt bewege. Gleichzeitig aber ist sie ein immer noch wirkmächtiges Erbe der französischen Kolonialzeit in Togo, wo auch seine Muttersprache Tem gesprochen wird.

**Maryse Condé aus Guadeloupe** kennt die Konfliktgefälle, welche sich zwischen dem Französischen und einer politisch aufgeladenen anderen Sprache ergeben – in ihrer Biographie als Autorin betrifft dies das Kreolische. Ihr Verhältnis, ihre Beziehung zum Französischen allerdings ist so intim, dass sie sagt: Ich schreibe nicht auf französisch, ich schreibe auf »Maryse Condé«. Wie eine eifersüchtige Liebhaberin ist sie, natürlich mit einem ironischen Augenzwinkern, davon überzeugt, die französische Sprache sei ganz für sie allein, zu ihrem ausschließlichen Vergnügen bestimmt.

Auch Dany Laferrière lernte das Französische von zwei Seiten kennen, bevor es »ohne Wenn und Aber« zu [s]einer Sprache wurde. In Haiti der 1970er Jahre war Französisch die Sprache der Kolonisation. Nach seiner Übersiedelung nach Kanada ergriff er Partei für das vom Englischen bedrohte Französische und schrieb dort seinen ersten Roman »Die Kunst, einen Schwarzen zu lieben ohne zu ermüden«, der nach über 30 Jahren in diesem Jahr in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Auch in Büchern aktueller Autor\*innen in französischer Sprache spielen Reflexionen über das Französische oft eine wichtige, wenn nicht DIE zentrale Rolle. So ist der Marokkaner Fouad Laroui davon überzeugt, dass die Wahrnehmung der (Lebens)welt wesentlich durch literarische Lektürebiographien geprägt ist. In seinem Roman »Die Leiden des letzten Sijilmassi« wirft er die Frage auf, was geschieht, wenn diese Lektüre in einem fremden Bildungssystem, in einer Sprache, welche nicht im Alltag auf der Straße zu hören ist, geschieht. Sein Protagonist Adam Sijilmassi leidet (unter anderem) an einem Zwang, Versatzstücke vor allem aus der französischen Literatur, aus dem französischen Bildungskanon zu zitieren. Sein Psychiater erst deckt die entscheidende Unschlüssigkeit auf: Will Adam wirklich nur als moderner, vom Zeitmaß der Globalisierung gehetzter, in den Burnout getriebener Homo sapiens entschleunigen? Oder ist er nicht vielmehr ein postkolonialer Marokkaner, der sich von der intellektuellen Kolonisierung durch die französische Sprache, Literatur und Bildung befreien möchte? Adam findet seine intellektuelle Zugehörigkeit letztlich in französischer und arabischer Sprache – und in Sprachen darüber hinaus: »Nein, man sollte Voltaire, Rousseau oder Diderot nicht verleugnen ... ich nehme sie zusammen mit Ibn Rushd und den anderen ... Ibn Tufail ... Ibn Bâjja ... und die mir unbekanntes Chinesen, die Japaner, die Inder, die tausend Jahre vor allen anderen die großen Theoreme entdeckt haben ...«.

**Die libano-französische Comic-Autorin Zeina Abirached** schreibt ihrerseits das Französische in eine bilinguale Partitur ein. In »Piano Oriental« verschränkt sie ihre eigene Lebensgeschichte mit derjenigen ihres Großvaters Abdallah Kamanja. Um seine beiden Leidenschaften, die arabische Vierteltonmusik und das Klavierspiel zu verbinden, konstruiert dieser ein »Piano Oriental«. Anders als das wohltemperierte Piano Forte mit seinen Halb- und Ganztonschritten kann dieses auch Vierteltonen erzeugen. Zu einer Klavierpartitur, über der sich die Silhouetten von Raqs Schaqui-Tänzerinnen und klassische Ballerinen abwechseln, sagt die Protagonistin: »Ein orientalisches Klavier ... das Zusammenrücken zweier unvereinbar geglaubter Weltanschauungen, die doppelte Musik, die Leichtfüßigkeit, mit der eine Note mitten im Satz überraschend umschwenkt, das alles bin ich.« Denn auch Abiracheds autobiographische Protagonistin reist zwischen zwei Sprachen und Welten, zwischen

Französisch und Arabisch, zwischen Paris und Beirut. Die Comic-Partitur entfaltet dabei ein abwechslungsreiches Bildervokabular, wenn beispielsweise in einer Strickanleitung das Französische und das Arabische nicht getrennt, sondern als Fäden der individuellen Sprache der Protagonistin untrennbar verknüpft werden: »Seit meiner Kindheit stricke ich eine Sprache aus zwei hauchdünnen, kostbaren Fäden.« Dabei erlebt die Protagonistin das Französische in ihrer Kindheit zunächst als Sprache der Zuflucht, das Arabische als eine Sprache der Gewalt, des Militärs und der schlechten Nachrichten in einem von Bürgerkrieg zerrütteten Land.

**Linda Lês »Flutwelle«** ergießt sich über das französische Bildungssystem, die französische Sprache und Literatur. Von seiner Mutter, einer Dolmetscherin am französischen Konsulat in Saigon, schon von frühester Jugend an für französische Sprache, Kultur und Literatur begeistert, wird ihr vietnamesischer Protagonist Van zu einem der scharfsinnigsten Lektoren eines Pariser Verlags, dem nicht die kleinsten stilistischen Schnitzer entgehen. Das Vietnamesische hat er beinahe vergessen, er ist ein auf französisch denkender und mit seinen Freunden Hugue und Rashid leidenschaftlich debattierender Kosmopolit. Erst das unvermutete Auftauchen seiner ihm bis dahin unbekanntes Halbschwester Ulma bringt die Musikalität des Vietnamesischen auch für ihn wieder zum Klingen.

**Wie steht nun also die Gastgeberin** »französische Sprache« zur »littérature-monde en français«? Unter den offiziell zum Ehrengast-Auftritt geladenen Autor\*innen findet sich auch der ein oder andere Name aus der Karibik (Kettly Mars, Patrick Chamoiseau), Afrika (Achille Mbembe), dem Maghreb (Kamel Daoud) oder dem Nahen Osten (Zeina Abirached). Institutionell allerdings empfängt »Francfort en Français« unter dem Europaschwerpunkt lediglich die französischsprachigen Literaturen aus der Schweiz, Belgien und Luxemburg. Ob sich die französische Literatur in ein Netzwerk französischsprachiger Literaturen der Welt einlässt, könnte sich im Nachgang dieser Frankfurter Buchmesse 2017 erweisen.

**Florian Kniffka** hat Komparatistik und Philosophie studiert. Derzeit promoviert er am Graduiertenkolleg »Funktionen des Literarischen in Prozessen der Globalisierung« an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

**Zeina Abirached »Piano Oriental«.**  
Graphic-Novel. Aus dem Französischen von Annika Wisniewski. avant-verlag 2016

**Patrick Chamoiseau »Migranten«**  
Essay. Aus dem Französischen von Beate Thill. Wunderhorn 2017

**Kamel Daoud »Der Fall Meursault – eine Gegendarstellung«**  
Roman. Aus dem Französischen von Claus Josten. Kiepenheuer & Witsch 2016

**Dany Laferrière »Die Kunst, einen Schwarzen zu lieben ohne zu ermüden«**  
Roman. Aus dem Französischen von Beate Thill. Wunderhorn 2017

**Fouad Laroui »Die Leiden des letzten Sijilmassi«**  
Roman. Aus dem Französischen von Christiane Kayser. Merlin 2016

**Linda Lês »FLUTWELLE«**  
Roman. Aus dem Französischen von Brigitte Große. Dörlemann 2014

**Alain Mabanckou »Die Lichter von Pointe-Noire«**  
Roman. Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller. Liebeskind 2017

**Kettly Mars »Ich bin am Leben«**  
Roman. Aus dem Französischen von Ingeborg Schmutte. litradukt Literatureditionen 2015

**Achille Mbembe »Politik der Feindschaft«**  
Essay. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Suhrkamp 2017



### NACHSCHLAG:

AUS DEM REGAL  
HERVORGEHOLT VON  
ALMUT SEILER-DIETRICH

## Familiensaga aus Mali

»Segu« und »Wie Spreu im Wind«  
von Maryse Condé GUADELOUPE/MALI

Als ich die zweibändige Familiensaga vor 30 Jahren zum ersten Mal las, rührten mich vor allem die Schicksale, die den Nachkommen des Fürsten Dusika Traoré aus Segu im heutigen Mali zugemutet wurden. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts führt die Familie ein durch alte Traditionen geregeltes Leben, an dem auch die Ahnen teilnehmen, die verehrt und um Rat befragt werden. Dann bricht die Gewalt von allen Seiten herein. Der von Norden vorrückende Islam bekämpft die animistischen Rituale, zerstört Statuen und

Amulette und erzwingt das Bekenntnis zum Einen Gott. Zur selben Zeit lauern im Busch Sklavenjäger und verschleppen junge Menschen an die Küsten, wo europäische Händler sie aufkaufen und nach Amerika verschiffen. Bald tritt auch das Christentum auf: Vom Senegal her verbreiten französische Missionare – unterstützt von der Armee – den katholischen Glauben; im Süden herrscht britischer Protestantismus.

Söhne und Enkel der Traorés geraten teils freiwillig, teils unter Zwang in die neuen Strömungen und entfernen sich immer weiter von den Mauern ihrer Heimatstadt. Sie reisen durch ganz Westafrika und gelangen sogar bis nach England und Jamaika. Der Leser verfolgt ihr Schicksal mit ahnungsvoller Spannung, denn er kennt (anders als die Romanfiguren) die historischen Hintergründe der Gewalt, die sie in den Tod treibt.

Eigentlich wollte die in Guadeloupe geborene Autorin, die 1960 durch Heirat nach Guinea kam, eine Doktorarbeit über westafrikanische Geschichte schreiben. Aber, so sagt sie, der Stoff habe sie überwältigt und in der Romanform einen plastischeren Niederschlag gefunden. Die Erzählung beginnt 1795 mit dem Erscheinen des ersten Weißen vor den Mauern Segus, der später als Mungo Park identifiziert wird, hält sich aber konsequent an die afrikanische Perspektive. Insofern ist der Roman ein Beitrag zur »global history«, die die eurozentrische Geschichtsschreibung ablöst.

Die Autorin konnte damals nicht ahnen, dass ihr Roman durch die Ereignisse in Mali – insbesondere durch den Über-

fall der Ansar Dine auf Timbuktu im Juni 2012 – neue Aktualität gewinnen würde: Der Jihad, den El-Hadj Omar Saidu Tall in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegen die »Ungläubigen« führte, ist wieder näher gerückt. Mit Beklemmung lesen wir heute, wie ein Volk, das sein Leben im Einklang mit der Natur genießt, durch die aufgezwungenen monotheistischen Religionen gleichsam erstarrt: Musik und Tanz, Fröhlichkeit und Genuss jeder Art sind nun verboten. Im Hofe der Traorés tobt der Kampf zwischen den Weltanschauungen. So fragt der Patriarch den nach jahrelanger islamischer Indoktrination heimgekehrten Neffen: »Wenn die Schöpfung der Wesen auf Gottes Liebe beruht, kann Gott dann den Tod oder die Erniedrigung dieser Wesen wollen?« Omar erschauerte. Er wusste, dass Gott seinen Erwählten befohlen hatte, die Menschen zu bekämpfen, bis sie bekannten, dass es keinen Gott gibt außer Ihm.«

Maryse Condés zweibändiges Werk ist durch die Ereignisse der letzten Jahre noch wichtiger geworden, als es zum Zeitpunkt seines Erscheinens war.

**Maryse Condé »Segu« und »Wie Spreu im Wind«**  
Aus dem Französischen von Uli Wittmann.  
Unionsverlag TB 2012 und 2013.

**Almut Seiler-Dietrich** ist freie Autorin mit Schwerpunkt frankophones Afrika und Karibik. Sie lebt und arbeitet in Bensheim.

**Maryse Condé** war mit »Segu« (Kiepenheuer und Witsch 1987, vergl.) die erste Liberatorpreisträgerin im Jahr 1988. Sie ist heute im Gespräch für den Literaturnobelpreis.

# Vom Vergessen, Erinnern und Lieben

## Drei von zehn Juror\*innen diskutieren drei Titel der Litprom-Bestenliste »Weltempfänger«



**Andreas Fanizadeh:** José Eduardo Agualusas Roman »Eine allgemeine Theorie des Vergessens« (1) ist für mich eines der Highlights dieses Leseherbstes. Es ist eine Erzählung, die Mitte der 1970er Jahre in Angola ansetzt. Die Hauptstadt Luanda wird von Kämpfen erschüttert. Wer wird nach Abzug der Portugiesen und dem Erreichen der nationalen Unabhängigkeit die Macht im Staate erringen? Vor diesem Hintergrund hat Agualusa eine spannende individuelle Geschichte angelegt: Seine Hauptperson Ludovica wird in Notwehr einen Einbrecher erschießen und sich dann über Jahrzehnte hinweg in ihrer Wohnung verschanzen. Erstaunlicherweise eröffnet gerade dieser Rückzug in die eigenen vier Wände dem Autor die Möglichkeit, eine unterhaltsame, äußerst fintenreiche und multiperspektivische Sicht auf die postkoloniale angolische Gesellschaft zu entfalten. Das finde ich literarisch wirklich gelungen, es hat mich schwer beeindruckt. Wie ging es Euch mit diesem Buch?

**Ruthard Stäblein:** Also, mir gefällt das Märchenhafte. Ludovica hungert und findet plötzlich Diamanten. Sie lebt in völliger Einsamkeit und verliert nie den Mut und die Zuversicht.

**Katharina Borchardt:** Ich war auch sehr beeindruckt. Vor allem davon, wie Agualusa das Thema »Verschwinden« durchbuchstabiert. Da verschwinden ja immer wieder Tiere und Menschen. Zum Beispiel Ludovicas Schwester und Schwager, weswegen sie allein und ängstlich zurückbleibt. Es verschwinden ganze Flugzeuge in diesem Angola der 1970er Jahre. Und sogar das Dorf mit dem sprechenden Namen »Nova Esperanca«.

**Andreas Fanizadeh:** Ja, es scheint mir ein märchenhaftes Spiel mit all jenen, die vergessen werden und dennoch nicht vergessen sind. Sie tauchen ja allesamt an irgendeiner Stelle des Romans erneut auf, in Wendungen, die kaum vorherzusehen sind und dennoch ganz selbstverständlich erscheinen. Gut, »Nova Esperanca« bleibt tatsächlich verschwunden, ein Spiel mit Mythen (Verbrechen?) und Rationalitäten.

**Ruthard Stäblein:** Aber es geht auch um Macht und Widerstand. Der Geheimdienstler Monte ist ein Folterer, er will den »kleinen Soba«, einen Idealisten aus einer oppositionellen Gruppe, töten. Auf das Grausame folgt dann wieder das Wunderbare. Monte möchte, dass seine Verbrechen vergessen werden. Am Ende plädiert Ludovica auch für das Vergessen. Wie schon der Titel verrät: Das Vergessen soll die Wunden heilen.

**Katharina Borchardt:** Das Wiederauftauchen der Figuren, Andreas, fand ich in den ersten beiden Dritteln des Romans sehr berührend. So entstand ein richtiges Figurengespinnst. Im letzten Drittel aber nimmt das etwas überhand. Da werden alle mit allen verbunden, was ich zu konstruiert fand. Auch der Erzählton wurde immer bilanzierender. Was anfangs so märchenhaft wirkte – die alternde Ludovica in ihrer eingemauerten Wohnung, die nach und nach das ganze Mobiliar verfeuert und ihre Gedanken an die Wände schreibt, plus Erzählungen von draußen, aus dem revolutionären Angola – wurde mir zum Ende hin zu viel der Binnenkonstruktion.

**Andreas Fanizadeh:** Das ging mir nicht so, Agualusa fand ich spannend und stimmig bis zum Ende. Etwas kalt konstruiert finde ich hingegen den Roman »Die Affekte« (3) von Rodrigo Hasbún über die Familie Ertl in Bolivien.

**Ruthard Stäblein:** In diesem Roman geht es in der Tat um Kältesteigerung. Eine junge Deutsche, Monika Ertl, gerät in das Netz der bolivianischen Guerilla im Umkreis des legen-

dären Che Guevara. Ihr Nazivater war Kameramann von Leni Riefenstahl. Dieser Hans Ertl zieht in den 1950er Jahren mit der Familie nach Bolivien. Aber so konstruiert ist das Ganze nicht. Nazikinder, die zu Terroristen werden, kennen wir doch.

**Katharina Borchardt:** Ich habe diesen schmalen, verknüpften Roman sehr gerne gelesen. Hasbún lässt verschiedene Familienmitglieder zu Wort kommen, was zu spannungreichen Lücken im Erzählen und Erinnern führt. Sehr atmosphärisch! Ich habe mich bloß am Ende gefragt: Hätte der Autor vielleicht doch die wahren Handlungsmotive der realen Personen darstellen sollen?

**Ruthard Stäblein:** Die Motive muss sich der Leser ausdenken. Er füllt die Lücken, die der Autor lässt. Rache, die zu zunehmender Gefühllosigkeit führt, als Motiv, das ist meine Lesart. Vielleicht gibt es noch andere. Aber dadurch ähneln sich Vater und Tochter. Nazis wie andere Terroristen sind unfähig zur Empathie. Sie sind rücksichtslos, auch gegen sich selbst.

**Andreas Fanizadeh:** Ich weiß nicht, das ist mir zu einfach. Der Punkt ist doch vielmehr: Wenn Hasbún als Autor historische Figuren nimmt, dann möchte ich schon etwas erfahren, was vielleicht annähernd an die vorhandenen Filme auf Youtube oder die Einträge im Internet heranreicht. Tut es aber nicht. Er nimmt diese Personen, ohne sich wirklich für sie und die Zeitgeschichte zu interessieren. Dafür lesen wir nebenbei eingestreute Stereotypen, aus der Sicht seiner Figuren affirmativ formuliert. Wie etwa die zum Fortbestand der »kreativen Pseudoaristokratie«. »Die meisten der ins Land gekommenen Deutschen und Juden schlossen sich ihr sofort an.« So war das also nach 1945, »Deutsche und Juden«.

**Ruthard Stäblein:** Monika, die Hauptfigur, erfährt, dass der bolivianische Geheimdienstmann, der Che Guevara die Hände abgeschlagen hat, in Hamburg Diplomat geworden ist. Monika rächt den Che, wird aber immer skrupelloser und kälter. So gefühllos wie ihr Nazivater.

**Andreas Fanizadeh:** Die Radikalisierung Monika Ertls müsste aber doch literarisch über die Figur des Hans Ertl beleuchtet werden. Wird sie aber nicht. Was es für eine Rolle spielen könnte, von einem Vater abzustammen, der mit Riefenstahl, Trenker und Rommel zusammenarbeitete, wird kaum angedeutet. Hans Ertl hatte zudem mit Klaus Barbie und anderen Top-Nazis in Bolivien zu tun, die nach 1945 dorthin flüchten konnten. Im Grunde gibt es auch nicht eine tiefer ausgearbeitete bolivianische Person. Die Historie scheint mir lediglich als origineller Aufhänger für eine Story verwendet worden zu sein. Schade. Man weiß doch viel mehr.

**Ruthard Stäblein:** Wie rücksichtslos Hans Ertl sein kann, wird am Anfang und am Ende des Romans nochmals geschildert. Dieser Typ kennt keine Nachsicht und keine Gnade, weder bei seiner Dschungelexpedition mit den Töchtern noch am Ende als einsamer Alter. Und genauso gnadenlos wird seine Tochter, ihr Geliebter bringt es auf den Punkt: »Jegliche Wärme war aus ihren Augen gewichen.« Aber lasst uns zum dritten Roman übergehen. Katharina, du hast ihn vorgeschlagen und kennst dich ja sehr gut in der asiatischen und insbesondere der koreanischen Literatur aus.

**Katharina Borchardt:** Ja, ich möchte gerne noch über »Mein pochendes Leben« (7) von der südkoreanischen Autorin Ae-ran Kim mit Euch sprechen. Darin lässt Kim den 16-jährigen Arum von seinem Leben mit Progerie erzählen. Das ist

## WELTEMPFÄNGER HERBST 2017

36. Litprom-Bestenliste

- 1 »Eine allgemeine Theorie des Vergessens«  
José Eduardo Agualusa ANGOLA/PORTUGAL  
Roman. Aus dem Portugiesischen von Michael Kegler. C.H. Beck, 197 Seiten
- 2 »Die Geschichte einer kurzen Ehe«  
Anuk Arudpragasam SRI LANKA  
Roman. Aus dem Englischen von Hannes Meyer. Hanser Berlin, 224 Seiten
- 3 »Die Affekte« Rodrigo Hasbún BOLIVIEN/USA  
Roman. Aus dem Spanischen von Christian Hansen. Suhrkamp, 142 Seiten
- 4 »Die Drei Reiche« Luo Guanzhong CHINA  
Roman. Aus dem klassischen Chinesisch von Eva Schestag. S. Fischer, 1752 Seiten
- 5 »Die Kunst, einen Schwarzen zu lieben ohne zu ermüden« Dany Laferrière HAITI/KANADA  
Roman. Aus dem Französischen von Beate Thill. Wunderhorn, 140 Seiten
- 6 »Die Taugenichtse« Samuel Selvon TRINIDAD/GB  
Roman. Aus dem Englischen von Miriam Mandelkow. dtv, 176 Seiten
- 7 »Mein pochendes Leben« Ae-ran Kim SÜDKOREA  
Roman. Aus dem Koreanischen von Sebastian Bring. Cass, 320 Seiten

[www.litprom.de](http://www.litprom.de)

diese sehr seltene Krankheit, bei der man sehr schnell altert. Schon Kinder vergreisen. Die Lebenserwartung liegt bei maximal 20 Jahren. Arum baut im Laufe des Romans auch stark ab. Er erzählt aber so liebevoll von seinen eigenen, noch recht jungen Eltern, dass dieser Roman für mich eine ganz große Eltern-Kind-Liebesgeschichte ist!

**Andreas Fanizadeh:** Mich hat vor allen der Anfang fasziniert. Die Gedanken der jugendlichen Eltern, die so durchschnittlich wie speziell erscheinen. Das ist sehr frech und humorvoll formuliert, gerade auch gegenüber der etwas rohen Schlichtheit der älteren Generation, die da geschildert wird. Aus der Babyperspektive zu kommentieren ist ebenfalls eine so einfache wie wirkungsvolle Erzählweise. Im Bauch ist man ja immer mit dabei und das Spiel mit Intimität scheint mir dabei literarisch ebenfalls auf der Hand zu liegen. Also, das ist schon ein angenehm universell zu lesender Titel, aber eben auch vor dem interessanten südkoreanischen Erzählhintergrund.

**Ruthard Stäblein:** Das empfinde ich genauso. Der Einstieg hat mir auch besonders gut gefallen. Wie sich die Eltern von Arum kennenlernen. Sie sind gerade mal 16 Jahre alt, als Arum geboren wird. Selbst noch Kinder, der Vater, ein Außenseiter aus der Sportoberschule, gilt als Taugenichts. Und Mira, Arums Mutter, die noch zögert, ob sie das Kind abtreiben soll. Rührend wie Arum den Parallel-Herzschlag von Mutter und Embryo beschreibt. Im Laufe des Romans und der fortschreitenden Krankheit von Arum wird mir das Ganze aber ein bisschen zu rührselig.

**Katharina Borchardt:** Rührselig fand ich den Roman nicht, allerdings schon sehr emotional. Das stimmt. Die große Tragik liegt ja auch darin, dass hier ein Kind unweigerlich sterben muss. Aber die Emotionalität wird immer wieder durchbrochen durch die Naivität der jungen Eltern, die Arum selbst sehr ironisch schildern kann, und die ruppigen Aktionen eines alten Nachbarn, für den der kranke Arum einfach nur ein ziemliches Bürschchen ist. Ans Ende hängt Ae-ran Kim eine Geschichte, die Arum seinen Eltern nach seinem Tod hinterlässt. Nochmals eine Liebesgeschichte, in der sie alle drei vorkommen. Das scheint mir nicht rührselig: Ich muss schon sagen, dass ich diesen Roman für eine ganz große Geschichte über Eltern-Kind-Liebe halte und auch für eine über das Altern und zu frühes Sterben.

### Die Jury:

Ilja Trojanow (Vorsitz), Katharina Borchardt, Anita Djafari, Andreas Fanizadeh, Claudia Kramatschek, Ulrich Noller, Ruthard Stäblein, Insa Wilke, Thomas Wörtche und Cornelia Zetzsche



KRIMI-KOLUMNE

## Ein vielschichtiges Gewebe aus Polit-Thriller, Satire und politischer Kritik

findet Thomas Wörtche im Roman »Der Sympathisant« von Viet Thanh Nguyen VIETNAM/USA

**Der Vietnamkrieg ist ein immer noch virulentes Trauma. Obwohl seine Geschichte, entgegen der üblichen Usancen, von den Verlierern, den USA, geschrieben wird. So sieht es der namenlose Held von Viet Thanh Nguyens preisgekröntem Werk.**

Der Held ist ein kommunistischer »Maulwurf«, der sich in den Stab eines südvietnamesischen Polizei-Generals und bei der CIA einnistet und mit dem General nach dem Abzug der Amerikaner ins kalifornische Exil geht. Dort soll er für beide Seiten die vietnamesische Community infiltrieren und revan-chistische Aktivitäten beobachten. Er verrät den jämmerlichen Versuch einer südvietnamesischen Guerilla-Truppe, über Laos ins inzwischen vereinte Vietnam einzudringen und landet dabei selbst in einem »Umerziehungslager«, in dem er sein Leben als Rechenschaftsbericht in selbstkritischer Absicht aufschreiben muss. Dieser Bericht, adressiert an den Kommandanten des Lagers, bildet den Text des streckenweise auch sehr komischen Romans. Inszeniert als klassische »Selbstentblößung« ist er dennoch nicht in der Tradition der »Bekenntnisse« zu verstehen, sondern ist ein vielschichtiges Gewebe aus Polit-Thriller, Satire

auf den American Lifestyle, politischer Kritik und diskursiven Passagen. Obwohl biographisch, ist dies kein autobiographischer, sondern ein Roman um die Deutung von Geschichte. Weil die USA über die Macht verfügen, ihre Vietnam-Narrative via Hollywood und vermittelt der globalen Lingua franca Englisch massenmedial durchzusetzen, bleibt das Kräfteverhältnis der Perspektiven asymmetrisch. Darin liegt auch die Schizophrenie des auf englisch schreibenden Autors, der folgerichtig am Ende seine Hauptfigur in zwei Personae aufspaltet und dann wieder als ästhetisches Konstrukt zusammenfügt. »Authentizität« ist solchermassen keine Option.

Ein Kernstück des Romans bildet dabei die wunderbar maliziöse Demontage des Mythos von »Apocalypse Now«. Unser Held wird von dem spöttisch so genannten »Auteur« des Films (auch hier verfährt der Roman strikt fiktional: Dieser Auteur ist nicht 1:1 Francis Ford Coppola, sondern trägt auch deutliche Züge von Oliver Stone) als »Authentizitätsberater« angeworben, um dem vietnamesischen Anteil Stimmen zu geben, was letztendlich nicht stattfand, sondern auch im Roman als Grotteske endet.

Aber die Episode zeigt sehr schön, wie der Roman politische Verhältnisse über ihre mediale Vermittlung angreift. Und damit steht dann auch der Vietnamkrieg in einem noch größeren Zusammenhang – nämlich in der Kette von Kriegen, die die USA seit Jahrzehnten führt und sich gleichzeitig die moralische Deutungshoheit darüber zu sichern versucht. Wirkliche Symmetrie, darüber ist Viet Thanh Nguyen sich im Klaren, wird auch sein Roman aus vietnamesischer Sicht nicht herstellen können, denn auch wenn er hunderttausende Leser findet – ein Blockbuster hat zig Millionen Zuschauer. Theoretisch hat er in seinem Sachbuch »Nothing Ever Dies. Vietnam and the Memory of War« diese asymmetrische mediale »Werte Vermittlung« analysiert, die letztlich zur Bildung von Ressentiments gegen hegemoniale Diskurse führt. Wobei diese »Ressentiments« sich paradoxerweise aus dem forcierten, europäischen »aufgeklärten« Denken herleiten.

Wie das funktioniert, zeigt Pankaj Mishra in seiner Schrift »Das Zeitalter des Zorns«. Mishra, global renommierter Philosoph, Essayist und Romancier, geht den gewaltge-nerierenden Ressentiments, die unser Hier

und Heute bestimmen, auf den geistes- und kulturgeschichtlichen Grund und spürt den Wurzeln und Quellen von Fanatismus, Ultrationalismus, Totalitarismus, Frauenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus, Tyrannei, Rückbau von demokratischen Strukturen, Populismus und deren jeweiliger Gewaltbereitschaft nach. Das geht bis weit ins 18. Jahrhundert zurück und bezieht vor allem auch die Interdependenzen von europäisch-westlichem und eben nicht-westlichem Denken nach. Die ungeheure Spannweite seines Wissens verbietet einfache Lösungsformeln, wie etwa die manische Fokussierung des »Gewaltproblems« auf den Islam. Schmeichelhaft ist sein Ansatz für alle nicht, weil er grundsätzlich die pragmatischen, bösen Folgen avancierten Denkens für die Milliarden von Menschen reflektiert, für die solche Konzepte vor allem mangels eines sinnvollen materiellen Unterbaus und der faktischen Machtverhältnisse auf diesem Planeten nicht funktionieren. Ein großer Wurf, der alle aktuellen Gewaltdebatten unterfüttern sollte und mithin eben auch Kriminalliteratur, die allzu oft nur deren kulinarischer Wurmfortsatz ist.

**Viet Thanh Nguyen »Der Sympathisant«**  
Aus dem Englischen von Wolfgang Müller.  
Blessing 2017 und »Nothing Ever Dies.  
Vietnam and the Memory of War«

**Pankaj Mishra »Das Zeitalter des Zorns«**  
Eine Geschichte der Gegenwart.  
Aus dem Englischen von Laura Su Bischoff  
und Michael Bischoff. S. Fischer 2017

Thomas Wörtche ist Herausgeber, Literaturkritiker, Kulturjournalist und Juror der Bestenliste »Weltempfänger«.



ACHIM STANISLAWSKI EMPFIEHLT

## Einwanderung in die Unterschicht

»Die Taugenichtse« von Samuel Selvon TRINIDAD/GB

**1956 erschien im Verlag Allan Wingate ein Buch, das die englische Literaturgeschichte auf den Kopf stellte: »The Lonely Londoners« von Samuel Selvon, einem bis dato völlig unbekanntem Journalisten aus Trinidad. Erst jetzt ist dieses wegweisende Buch in deutscher Übersetzung erhältlich.**

Der Roman erzählt vom Leben karibischer Einwanderer im London der Nachkriegszeit. Es ist die Geschichte jener Neulondoner, die mit großen Träumen im Gepäck ins damalige »Zentrum der Welt« aufbrechen und in einem Land ankommen, das ihnen beharrlich die nasskalte Schulter zeigte. Vor dem Recht als Bürger des Commonwealth gleichgestellt, merken sie bald, dass sie nicht nur in die Unterschicht ihres neuen Heimatlandes eingewandert sind, sondern innerhalb dieser eine neue Klasse von Parias bilden. Sie sind »Westinder« oder allgemeiner »Spades« (nach der Spielkartenfarbe) geworden, Empfänger der niedrigsten Löhne, Bewohner der miesigsten Löcher, ärmste aller Schlucker. Ihre Geschichte erzählt Moses, der als einer der Ersten in London an-

kam und sich immer noch ordentlich abstrampeln muss, um den Kopf über Wasser zu halten. Der Prophet, der das gelobte Land nur sehen, nicht aber betreten darf, wird zu einer Art Kümmertante, Wohnungs- und Jobvermittlungsbüro für alle Neuankömmlinge, die aus den Zügen im Waterloo Station purzeln. Da sind der sich unverwundbar gebende Henry Oliver aka »Galahad«, Big City, der überassimilierte Harris, Tolroy, dem gleich seine ganze Sippe folgt, der hellhäutige Bart, der kein Spade sein will, und der notorische Lügner und Faulpelz Cap. Ein buntes Personal aus Träumern und Unverzagten, von deren kleinen und großen Abenteuern im Bauch des Londoner Molochs Moses in losen Episoden berichtet.

Selvons Buch gilt im englischen Sprachraum schon lange als Meilenstein, weil es sich als eines der ersten dieser neu entstehenden Diaspora auf englischem Boden literarisch widmete und die Lebensumstände dieser Menschen zu einem literarischen Thema machte. Zu einem epochalen Werk wurde es aber vor allem, weil Selvon sein Buch in einem erfundenen Pidgin-Englisch

schrieb. Laut eigener Aussage begann er sein Buch zunächst im Standardenglisch, wie wir es aus dem Oxford Dictionary kennen, wechselte dann aber noch während der Arbeit in einen von ihm aus dem jamaikanischen Pidgin adaptierten Jargon, der sich stellenweise wie die Schreibe der gleichzeitig in Amerika entstehenden Beat Poets liest. Es ist eine vor Lebendigkeit strotzende Prosa mit eigener Rhythmik und Bildsprache, die ihren Einfallsreichtum oft aus dem produktiv unkorrekten Gebrauch des Schrift-englisch bezieht. Es ist eine Kunstsprache, doch entspringt sie einer ganz anderen Quelle als die literarischen Experimente der klassischen Moderne.

Diese neue Literatur aus einem bastardisierten Englisch, obendrein geschrieben von einem Spade aus einer ehemaligen Kolonie, war ein Fanal, ein Donnerschlag, der zusammenfiel mit Amos Tutuolas »The Palm-Wine Drinkard« (1952) und dem berühmten Roman »Things Fall Apart« (1958) von Chinua Achebe. Hier maßten sich die ehemaligen colonial subjects an, sich die englische Sprache zu Eigen zu machen, sie

zu benutzen, um ihre Geschichten zu erzählen. Nur waren es in Selvons Fall nicht Geschichten aus einem weit entfernten Land, sie spielten in der Londoner Gegenwart.

Wie provinziell wirkt dagegen das Deutschland der Wirtschaftswunderjahre, das zur gleichen Zeit noch intensiv mit der Aufarbeitung der während der Naziherrschaft verpassten Moderne beschäftigt war. Hans Magnus Enzensbergers »Museum der modernen Poesie« erschien 1960, auf einen Roman in Pidgin-Deutsch mussten wir, je nachdem wie man es definiert, erst bis »Kanak Sprach« (1995) von Feridun Zaimoglu oder »Broken German« (2016) von Tomer Gardi warten. Umso verdienstvoller ist es, dass der Deutsche Taschenbuch Verlag Samuel Selvons Buch nun mit 60jähriger Verspätung in seiner Reihe der modernen Klassiker herausbringt. Der Übersetzerin Miriam Mandelkow ist dabei das Bravourstück gelungen, einen stark jargongepprägten, in seiner Klangfarbe und amputierten Semantik fast unübersetzbaren Text in ein fremdes und doch lesbares Deutsch zu übertragen. Wer das multikulturelle London von Zadie Smith und Hanif Kureishi verstehen will, kommt an diesem Buch nicht vorbei.

**Samuel Selvon »Die Taugenichtse«**  
Übersetzt von Miriam Mandelkow. dtv klassik 2017

Achim Stanislawski ist freiberuflicher Übersetzer, Herausgeber und Kulturvermittler.

### Impressum

**Herausgeber** Litprom e. V.  
**Redaktionsadresse**  
Braubachstr. 16,  
60311 Frankfurt am Main  
**Verantwortliche Redakteurin**  
Anita Djafari  
**Redaktion** Joscha Hekele und  
Petra Kassler  
**Redaktionsassistenz** Sonja Diederich  
**Mitarbeiter\*innen dieser Ausgabe**  
Florian Kniffka, Almut Seiler-Dietrich,

Achim Stanislawski, Thomas Wörtche  
**Gestaltung** www.textgrafik.com  
**Copyright** LiteraturNachrichten  
**Leserbriefe** litprom@book-fair.com

**Vorstand**  
**Erster Vorsitzender** Juergen Boos  
**Zweite Vorsitzende** Monika Bilstein

**Die Beilage LiteraturNachrichten** erscheint zweimal jährlich mit dem Ziel, Literatur aus den Ländern Afrikas, Asiens, Lateinamerikas und der arabischen Welt bekannter zu machen. Herausgeber und

verantwortlich im Sinne des Presse-rechts ist der gemeinnützige Verein Litprom e. V. Litprom widmet sich seit 1980 der Übersetzungsförderung und Vermittlung außereuropäischer Literaturen, u. a. mit finanzieller Unterstützung durch das Auswärtige Amt, den Schweizer SüdKulturFonds und Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst. Litprom veranstaltet regelmäßig Lesungen und die Litprom-Literaturtage und gibt vierteljährlich die Empfehlungsliste »Weltempfänger« heraus.

### Neue Mitglieder sind willkommen:

Eine Mitgliedschaft kostet € 85,- (für Einzelpersonen) oder € 275,- (Verlage, Gesellschaften öffentlichen Rechts).

**Formulare zum Download unter** [www.litprom.de/about-us](http://www.litprom.de/about-us)  
Spendenquittungen werden ausgestellt.

**Konto**  
IBAN DE71 5001 0060 0020 3916 01  
BIC (SWIFT-CODE): PBNKDEFF

**LITPROM**  
LITERATUREN  
DER WELT

Litprom e. V.  
Braubachstraße 16  
60311 Frankfurt am Main  
T +49 69 2102-143  
litprom@book-fair.com  
[www.litprom.de](http://www.litprom.de)